

Im Schein des An Zhulid

Von Pansy

Inhaltsverzeichnis

Prolog: Prolog	2
Kapitel 1: Kapitel 1	3
Kapitel 2: Kapitel 2	8
Kapitel 3: Kapitel 3	12

Prolog: Prolog

Prolog

*Wenn der Mond am Himmel steht und die Sterne fliegen,
entfaltet sich die Macht im Schein des An Zhulid.*

*Wenn Schreie die Nacht durchhallen,
grüne Augen die Welt erblicken,
streichen samtene Hände einen Knaben.*

*Wenn Tränen zu Sand werden und das Tor beginnt zu schweben,
erzürnt des Schicksals Rache im Schein des An Zhulid.*

Als ich damals in sein Auto stieg, habe ich mir nicht viel dabei gedacht.

Als wir uns näher kennenlernten und währenddessen immer wieder unerklärliche Dinge geschahen, ging mir folgendes des Öfteren durch den Kopf: „Er ist nicht von dieser Welt.“

Es ist aber nicht wahr, denn er ist ebenso ein Mensch wie ich. Mit einem Lächeln auf den Lippen sagte er einmal: „Das bist du, mein Schatz, nicht ich.“

Wie konnte er sich da so sicher sein?

Denn es passierte wirklich immer nur dann, wenn wir uns berührten ...

Kapitel 1: Kapitel 1

Kapitel 1

Kalte, schwarze Asche.

Scherben, Splitter, Trümmer.

Inmitten der Ruine, die einst mein Zuhause gewesen ist, stehe ich und wische mir salzige Tränen aus dem Gesicht. Ich frage mich immer noch, wie verdorben man sein muss, um ein Gebäude in Brand zu stecken. Das Haus meiner Eltern stand zwar schon ein paar Wochen leer, aber dennoch gibt es noch lange keinem das Recht, es mutwillig zu zerstören.

Mein Blick fällt auf einen verkohlten Bilderrahmen und lässt die Tränen erneut in mir aufsteigen. Reicht es denn nicht, dass ich meine Eltern verloren habe, musste man mir hiermit auch noch alle meine kostbaren Erinnerungen rauben?

Langsam bahne ich mir einen Weg durch Schutt und Asche und hebe das, was vom Rahmen übrig geblieben ist, auf. Das Foto, das meine Eltern und mich gezeigt hat, ist komplett verbrannt. Den Rahmen kenne ich nur zu gut, es war der, der seit Jahren über dem Kamin gehangen hatte.

Ob des Bildes, das sich vor meinem inneren Auge auftut, muss ich heftig schlucken. Ich weiß noch genau, wie hier alles ausgesehen hat, obwohl ich in den vergangenen vierundzwanzig Monaten kaum noch hier gewesen bin. Dort, wo ich jetzt stehe, befand sich das weitläufige Wohnzimmer, schräg dahinter die offene Küche und zu meiner Rechten stand ein antiker Esstisch, an dem bis zu zwölf Personen Platz fanden. Der alte Mahagonitisch wird mir fehlen, denn er war sozusagen der Dreh- und Angelpunkt unseres Familienlebens gewesen. An ihm haben wir gegessen, geredet, gelacht, diskutiert und gespielt.

Mühsam wende ich meinen Blick ab und wiege mich für einen Moment in der Morgendämmerung.

Es ist Zeit zu gehen.

Ich lasse noch einmal meine Augen über die Ruine schweifen, in denen ich so viele Stunden des Glücks erlebt habe.

„Bereit?“, fragt eine dunkle Stimme neben mir.

Ich nicke, obwohl ich mich nicht bereit fühle. „Lass uns gehen, Kell“, erwidere ich mit tonloser Stimme.

Kell hebt die Taschen mit den spärlichen Überresten auf und sucht meinen Blick. „Mehr wirst du hier nicht finden“, meint er mitfühlend. Sein Blick wandert zu seiner Uhr und ich weiß immer noch nicht, warum er immer wieder so darauf drängt, hier spätestens zur Morgendämmerung – die gerade eingesetzt hat – wieder zu verschwinden.

Doch er hat recht, hier werde ich nichts mehr finden. Wir haben die ganze Nacht die Trümmer durchsucht und das, was noch irgendwie zu gebrauchen ist, befindet sich in den beiden Taschen, die Kell nun in Händen hält.

Um ihm deutlich zu machen, dass ich mich seinem Drängen hin gar nicht widersetzen möchte, gehe ich voraus und nähere mich mit großen Schritten dem schwarzen Van,

mit dem Kell hierher gekommen ist.

Kell ... Ausgerechnet eine mir völlig fremde Person hilft mir, die letzten Überreste des Lebens meiner Eltern zusammenzusammeln. Als er gestern bei mir anrief und mir erklärte, dass er der Sohn von einem einstigen Studienkollegen und alten Freund meines Vaters sei und von eben diesem zu mir geschickt wurde, um mir mit dem Nachlass meiner Eltern unter die Arme zu greifen, war ich zunächst vollkommen irritiert. Doch seine Worte ließen mich ihm immer und immer mehr Glauben schenken, zumal ich nur kurz vorher das Testament meiner Eltern gelesen hatte.

Liebste Elea,

am liebsten würden wir diesen Brief an dich auf ewig vor dir verschlossen halten, doch es wird der Tag kommen, an dem du ihn überreicht bekommst. Weine nicht zu viel um uns, uns wird es gut gehen, dort, wo wir sein werden, wenn du das hier liest. Dir wird es seltsam vorkommen, wenn plötzlich Menschen auf dich zukommen werden, von deren Existenz du bis zu diesem Moment nichts ahntest, aber es wird seine Richtigkeit haben.

Das Haus ist bereits auf dich überschrieben und auch der Rest wird dir gehören. Wir wissen, dass unsere Hinterlassenschaft bei dir in guten Händen ist.

Vertrau immer auf dein Herz.

Wir lieben dich.

Johanna und Oliver Samara

Es werden Menschen auf mich zukommen, von deren Existenz ich nichts ahnte. Kell ist einer von ihnen.

„Wir sollten nun fahren.“

Warmer Atem streift mein Ohr und ich zuckte zusammen. Seine sanften braunen Augen hinter einer unscheinbaren Brille sehen mich an und bedeuten mir, einzusteigen.

Ich trete an ihm und der mir aufgehaltene Tür vorbei und klettere in den Van. Wenig später nimmt er neben mir Platz und startet den Motor. Schweigend betrachte ich den jungen Mann, der extra aus Norwegen angereist ist und sein Studium für mich unterbrochen hat. Seine dunklen Haare fallen ihm ein bisschen wirr in die Stirn und auf seinen relativ markanten Wangen sitzt ein bisschen Ruß.

Das ist das nächste Rätsel, dessen Geheimnis noch immer vor mir verborgen ist: Wie stand sein Vater zu meinem?

„Die Nachricht hat meinen Vater tief getroffen“, hatte er am Telefon gesagt. „Da er aus gesundheitlichen Gründen nicht selbst anreisen kann, hat er mich geschickt. Wenn du nichts dagegen hast, würde ich gerne seinem Wunsch nachgehen und dich bei der Suche nach unversehrten Erinnerungstücken sowie bei allem anderen unterstützen. Ich werde dir auch gerne nach und nach all deine Fragen beantworten, aber aus einem

bestimmten Grund müssen wir heute Nacht zuerst zum Haus deiner Eltern fahren ... also zu dem, was davon übrig geblieben ist", hatte er leise geschlossen.

Keine Ahnung, ob es Schicksal oder Zufall gewesen ist, denn ich hatte ohnehin genau an diesem Tag dorthin gewollt. Mit dem Testament in der Hand hatte ich letztenendes nachgegeben und mich um ein paar Stunden verträsten lassen.

Ich schaue auf meine Hände, die verdreht auf meinem Schoß liegen. Während sich meine Brust eng zusammenschnürt, versuche ich den Gedanken zu verdrängen, dass ich eben stundenlang die Trümmer meines früheren Lebens durchwühlt habe, mit einer Taschenlampe in der einen Hand, mit bloßen Fingern der anderen auf Asche, Staub, Splintern, Holzbalken und kalten Steinen.

Meine Eltern sind tot. Ihr Haus ist nur noch ein Schatten seiner selbst. Und ich sitze in einem Van mit einem Mann, der mir einerseits vertrauensselig vorkommt, andererseits aber so viele Fragen aufwirft, dass ich gar nicht weiß, mit welcher ich anfangen soll.

„Warum mussten wir eine Nacht- und Nebelaktion starten?“, durchbricht meine Stimme auf einmal die Stille.

Er wendet seinen Kopf und sieht mich kurz an, seine Mundwinkel sind von einem kleinen Lächeln umspielt. „Irgendwie habe ich gewusst, dass deine erste Frage eine sein wird, die ich dir nicht beantworten kann.“

„Versuch es wenigstens“, fordere ich.

Sein Blick wandert zurück auf die Straße, auf der bisher kaum was los ist. „Das würde ich gerne, doch es war eine Instruktion meines Vaters, die er mir nicht näher erklären wollte. Ich habe nur getan, was von mir verlangt wurde.“

„Und das soll ich dir glauben?“ Meine Stirn legt sich in Falten und ich sehe ihn unverwandt an. Seine Mimik lässt nicht darauf schließen, dass er lügen würde.

„Du hast wohl keine andere Wahl“, meint er leise.

„Warum kenne ich deinen Vater nicht?“, füge ich eine weitere Frage nach einer Weile an. Meine Eltern haben Erik Holm nie erwähnt und jetzt sitze ich neben Kell Holm, seinem Sohn.

„Auch das kann ich dir nicht beantworten.“ Er wirft mir einen fast schon mitleidigen Blick zu.

„Warst nicht du es, der behauptete, mir meine Fragen nach und nach zu beantworten?“ Allmählich bin ich ein wenig gereizt.

„Ich bringe dich gerade dorthin, wo du die ersten Antworten bekommen wirst“, ist alles, was er mir in ruhigem Tonfall entgegenbringt.

Überrascht schaue ich mich um und realisiere erst jetzt, dass wir die Stadt schon hinter

uns gelassen haben. „Wo fahren wir hin?“

„Hab' noch ein bisschen Geduld, wir sind bald da.“

Ja, ich möchte Antworten. Das ist wohl auch der Grund, warum ich auf einmal gehorsam dasitze und abwarte. Hätte ich allerdings gewusst, dass *bald* fünfzig Minuten bedeutet, hätte ich nicht nur stur geradeaus gesehen, sondern ihn noch ein bisschen ausgehört, selbst auf die Gefahr hin, keine zufriedenstellenden Antworten zu bekommen.

Als er bremst und dann den Motor abstellt, bin ich noch irritierter als zuvor. Wir stehen sozusagen mitten im Wald.

„Wenn sich Bäume und Büsche im lauen Wind wiegen, knirscht das Holz und heißt sie willkommen“, raunt er mehr zu sich selbst vor sich hin.

„Bitte?“, frage ich nach, doch er schüttelt nur den Kopf. „Wir sind da.“

Kaum dass meine Füße den weichen Waldboden berühren und der Wind meine Wangen kitzelt, spüre ich etwas sich in mir regen. Etwas, das sonst nur durch eine heimelige Umgebung in mir wachgerufen wird.

Ich fühle mich zuhause.

„Auch wenn du dich vielleicht nicht daran erinnerst, du bist als Kind hier gewesen.“ Erst als seine Stimme neben mir erklingt, bemerke ich, dass er sich neben mich gestellt hat. „Und ehe du mich fragst, woher ich das weiß, es hat mir mein Vater erzählt. Er war auch der, der mich angewiesen hat, dich hierher zu bringen.“

Laute voller Freude.

Das Plätschern eines Wildbachs.

Und plötzlich kann ich mich erinnern. „Die Hütte von Uria!“, stoße ich hervor. „Papa hat sie zumindest immer so genannt, wenn wir früher hier waren. Das ist schon ... ewig her.“

Ich glaube, ich bin hier seit fast zwanzig Jahren nicht mehr gewesen.

„Die Hütte von Uria ... interessant.“

Nachdenklich lässt er seinen Blick umherschweifen.

„Dort entlang.“ Er streckt einen Arm aus und weist auf eine kleine Baumgruppe.

In meinem Kopf formt sich ein Weg und ich laufe einfach drauf los. Ich höre, wie mir Kell folgt, doch in Gedanken setze ich immer nur einen Schritt vor den anderen, steige über Äste hinweg, ducke mich unter welchen hindurch, bis ich sie erblicke.

„Die Hütte von Uria“, flüstere ich. Jetzt weiß ich auch, woher dieses Gefühl eben kam, als ich aus dem Auto stieg. „Aber wie soll mir dieser Ort Antworten liefern?“, frage ich an Kell gewandt.

„Nur gut, dass du den Weg kanntest“, meint dieser nur.

Ich sehe ihn kurz stirnrunzelnd an, wende mich dann aber wieder der kleinen Holzhütte zu, die mir viel größer in Erinnerung ist. Damals war ich noch ein kleines Kind, schießt es mir durch den Kopf.

Und ich frage mich, weshalb wir nie wieder hierhergekommen sind.

So viele Fragen schwirren mir durch den Kopf. Ob ich hier wirklich Antworten finden werde? Wie soll mir die Hütte mitteilen, wie meine Eltern ums Leben gekommen sind? Wie?

Kapitel 2: Kapitel 2

Kapitel 2

Moder, Verrottung, Zerfall.

Sofort steigt mir unangenehmer Duft in die Nase, als ich die Hütte von Uria betrete, wie sie mein Vater immer liebevoll genannt hat. Von dem einstigen Flair ist nicht viel übriggeblieben. Die Betten an der linken Wand sind halb zerfallen, die Matratzen verdreckt und zum Großteil zerfressen. Die rechte Tür des Kleiderschranks hängt mehr schlecht als recht in einer ihrer Angeln und ich möchte gar nicht so genau wissen, was sich im Inneren des Schrankes so alles befindet, denn die Anzahl der Spinnen, die ich bereits entdeckt habe, bewegt mich nicht unbedingt dazu, hier lange verweilen zu wollen.

Kaum vorstellbar, dass ich hier als Kind mit meinen Eltern gewesen bin.

Trotz des Verfalls, der sich mir hier darbietet, fühle ich aber noch immer ein klein wenig von der Vertrautheit, die mich vorhin übermannt hat. Mein Vater hat diesen Ort innig geliebt und soweit ich mich zurückerinnern kann, tat ich dasselbe.

Die Hütte von Uria war wie ein kleines Märchenschloss für mich gewesen. Der Bach ein paar Meter weiter war der Burggraben, der uns vor unliebsamen Widersachern schützte.

Auf einmal fühle ich wieder den Schmerz tief in mir, der mir die Kehle zuschnürt, sich unsanft um mein Herz legt und mir droht, den Atem zu nehmen.

Warum hat mich Kell hierher geführt? WARUM?

Kell tritt an mir vorbei und versucht vergeblich die Schranktür zu schließen. „Sieht nicht gut aus“, kommentiert er und ich bin mir sicher, dass er damit die gesamte Hütte meint und nicht nur das Stück Holz zwischen seinen Händen.

„Was machen wir dann hier?“, entgegne ich abweisend. Ich fühle eine unsichtbare Wand, die mich immer weiter zurückdrängen möchte, raus hier, weg von dem Ort, der mich so lebhaft an meine Eltern erinnert.

Und doch stehe ich wie zur Salzsäule erstarrt da und sehe fragend in Kells schwach beleuchtetes Gesicht. Das Tageslicht dringt nur spärlich durch die schmutzigen Fenster, von denen es wie jeher nur zwei gibt, eines nach Osten, eines nach Süden hin. Mein Vater sagte immer, dass ich genau auf das Fenster auf der Ostseite achten solle, wenn die Sonne aufgeht. Wenn ich ganz konzentriert hinschauen würde, würde ich ein magisches Lichtspiel sehen. Doch so sehr ich mich damals angestrengt habe, habe ich es nie gesehen. Das kleine Mädchen, das ich damals war, war deshalb sogar einmal so sauer deswegen, dass es eine ganze Stunde lang nicht mehr mit seinem Papa redete

...

Kells braune Augen liegen forschend auf mir und ich bin redlich bemüht, den Blickkontakt nicht zu unterbrechen.

„Wir bleiben nicht lange“, meint er und tritt auf mich zu.

Sein Blick ist so intensiv, dass ich meine Augen nun doch abwende. Als sie über seine Kleidung hinwegstreichen, sehe ich kleine Risse in seinem dünnen Mantel. Schon

heute Nacht, als wir uns bei der Ruine meines Elternhauses getroffen haben, habe ich mich gefragt, weshalb er sich nicht ein paar ältere Sachen für die Suchaktion herausgesucht hat, doch wie ich nun sehe, war er sich nicht zu schade gewesen, dennoch kräftig mit anzupacken.

„Warum hast du mir geholfen?“

Nun sehe ich doch wieder auf und ihn direkt an. Warum sollte eine fremde Person diesen weiten Weg auf sich nehmen, um einer verwaisten jungen Frau beim Erbe ihrer Eltern zu helfen?

Es werden Menschen auf mich zukommen, von deren Existenz ich nichts wusste ... Was haben mir meine Eltern verschwiegen?

„Das hatten wir schon, Elea“, sagt Kell ruhig und schenkt mir ein kleines Lächeln. Sein Blick ist aber noch genauso prüfend wie zuvor. „Aber ich habe dir Antworten versprochen.“ Er deutet auf etwas zu seiner Rechten. Ich folge seinem Finger und ein Schauer jagt meinen Rücken hinab. Kell deutet geradewegs auf das Fenster, das ich früher immer stundenlang vergeblich angestarrt habe.

„Was hat das Fenster damit zu tun?“, frage ich absichtlich vollkommen ahnungslos.

Magisches Lichtspiel ... Das hat es doch nur in der Fantasie meines Vaters gegeben! Oder es war etwas gewesen, das er sich ausgedacht hat, um mich ein bisschen zu beschäftigen, damit ich etwas hatte, worüber ich grübeln konnte.

„Wenn Licht auf Glas trifft und Zweige beginnen, sich im Wind zu wiegen, tanzen sie im Schein der Sonne“, haucht Kell, als er an das Fenster tritt. Ehrfurchtsvoll legt er eine Hand an die Scheibe, wobei ich ihn wie gebannt beobachte. Seine dunkle Gestalt verschwimmt immer mehr vor meinen Augen und ich konzentriere mich nur noch auf das Glas, das er berührt. Das Licht der Sonne umspielt seine Finger und angetrieben durch meine Neugier, nähere ich mich.

Es ist wie damals. Ich schaue hin und schaue hin, aber nichts passiert. Wie durch jedes andere Fenster auch dringt das Sonnenlicht hindurch und verleiht allem, was es berührt, einen leichten Schimmer. Nicht mehr und nicht weniger.

„Sieh genau hin“, fordert mich Kell auf und die Worte brechen wie eine Brandung über mich herein.

Es tut so weh, so verdammt weh. Für einen Moment sehe ich meinen Vater vor mir, wie er mir bekräftigend zunickt, mir Mut macht, dass ich es weiter versuchen solle. Für einen Augenblick sehe ich lange braune Haare und grüne Augen im Fenster, die erwartungsvoll auf das Glas starren. Ich sehe ein kleines Mädchen, das voller Hoffnung ist.

Ja, ich war voller Hoffnung gewesen. Auch nachdem ich eine Stunde nicht mehr mit meinem Vater geredet hatte, habe ich weiterhin jeden Morgen dieses Fenster anvisiert und auf das magische Lichtspiel gehofft. „Elea, sieh genau hin“, hatte er immer gesagt.

„Da ist nichts“, stoße ich würgend hervor und kämpfe gegen den Schmerz an, der von allen Seiten her auf mich einprügelt.

„Schau auf meine Hand.“

Alles, was ich sehe, sind lange schlanke Finger, die aufgrund unserer nächtlichen Aktivitäten ziemlich geschunden sind. Und da sehe ich ihn, einen tiefen Schnitt in seinem Ringfinger, auf dem verkrustetes Blut klebt. „Du bist verletzt“, raune ich und strecke eine Hand nach seiner aus.

Haut trifft auf Haut.
Wärme trifft auf Wärme.

Und mit einem Mal wird das Leuchten um seine Finger grell und vibrierend. Ich stolpere zwei Schritte zurück und fasse mir mit beiden Händen an die Brust. Dann kneife ich die Augen zusammen und schaue abermals auf seine Hand.

„Was war das?“, möchte ich wissen und suche das Leuchten von eben vergeblich. Es ist nicht mehr da. Verunsichert schüttele ich mein Haupt.

So lange habe ich auf irgendein Lichtspiel gewartet und nun, als es für einen Moment vorhanden war, schüchtert es mich ein.

Kell dreht sich nach mir um.
„Die erste Antwort.“

„Auf was?“

„Du hast es vorher noch nie gesehen, oder?“, hakt er verblüfft nach.

Ich schüttele nur den Kopf.

„Interessant.“

Kell findet anscheinend alles *interessant*.

„Antwort auf was?“, wiederhole ich nun ein bisschen energischer.

Er lächelt bekümmert.
„Das ändert alles. Wir gehen.“

Kaum dass er das gesagt hat, tritt er mit großen Schritten an mir vorbei. Irritiert sehe ich ihm nach, folge ihm aber nicht ins Freie. Stattdessen laufe ich zurück zum Fenster, hebe meine Hand und lasse sie zögerlich vor der Scheibe verweilen.

Wie lange habe ich bereits hier gestanden und darauf gewartet, dass irgendetwas passiert? Doch Papa war nie enttäuscht gewesen, dass ich es nicht gesehen habe, sondern hatte mich vielmehr nur immer wieder von Neuem ermutigt, es zu probieren. Vorsichtig überbrücke ich die letzten Zentimeter und presse meine Hand an das schmutzige Glas. Meine Finger werden ganz gewöhnlich von der Sonne umringt. Kein widernatürliches Leuchten, kein seltsames Vibrieren.

„Ich sehe es nicht, Papa“, streift mein warmer Atem das Glas und beschlägt es leicht.
„Jetzt nicht mehr.“

Als ich aus der Hütte trete, sehe ich Kell zwischen ein paar Bäumen stehen, den Blick starr auf mich gerichtet. Eine seichte Brise spielt mit seinem Haar und weht es ihm leicht aus der Stirn. Sein Mantel bauscht sich leicht nach hinten auf und gibt die Sicht auf einen dunkelblauen Pullover und eine schwarze Stoffhose frei.

„Wie hast du das gemacht?“, rufe ich ihm zu und verharre auf der letzten Stufe, die zur Hütte führt.

Er setzt sich in Bewegung und als ich denke, dass er auf mich zuläuft, wendet er sich nach links und geht den Weg zurück, den wir gekommen sind. Einen letzten Blick auf die Hütte von Uria werfend eile ich ihm verärgert hinterher. „Von wegen, du gibst mir Antworten, du machst alles nur noch schlimmer!“, fahre ich ihn an, als ich ihn eingeholt habe.

Abrupt bleibt er stehen und zwingt mich ebenfalls dazu, indem er meinen Arm packt. „Hör zu, ich dachte, dass ich sie dir geben könne, aber es hat mir keiner gesagt, dass du es nie gesehen hast! Auch wenn du es nicht verstehst, diese Tatsache ändert nun mal alles. Ich weiß selbst nicht weiter, zumindest noch nicht. Lass es bitte vorerst darauf beruhen, okay?“

Wild klopft mein Herz in der Brust und ich starre ihn mit offenem Mund an. Verwirrung beherrscht meinen Verstand.

„Meine Eltern kommen auf mysteriöse Weise ums Leben, das Haus, in dem ich groß geworden bin, wird mutwillig in Brand gesteckt, dann tauchst du auf und forderst von mir, in der Nacht die Trümmer zu durchsuchen, anschließend führst du mich hierher und plötzlich sehe ich das Licht, auf das ich früher vergeblich gewartet habe. Zumindest glaube ich, es gesehen zu haben. Wie kommst du auf den Gedanken, dass das okay sei?“

Ich presse meine zittrigen Finger gegen den Stoff meiner Hose und sehe plötzlich Sterne vor meinen Augen tanzen.

Ein großer Schatten legt sich über Kells Gestalt und verdrängt das Tageslicht, das schwach durch die Baumkronen fällt.

„Elea?“

Seine Stimme klingt besorgt, doch ich höre sie kaum.

Mit einem Mal verfärbt sich alles schwarz.

Schwarz wie die tiefste Nacht.

Kapitel 3: Kapitel 3

Kapitel 3

Tröstende Worte. Von allen Seiten Anteilnahme und in gleicher Weise tiefste Verwirrung.

Als ich in der Polizeiwache stand und mir gerade eine Decke um die Schultern gelegt wurde, raunte man in einer Ecke: „Kein Hinweis auf äußere oder innere Verletzungen, sie sahen aus, als ob sie nur schliefen.“

Mein Blick schweifte widerwillig zu zwei Polizeibeamten hinter einem großem Schreibtisch, die lässig dastanden und aus pappartigen Bechern Kaffee schlürften. Ihre Pistolen hingen für Jedermann sichtbar in ihren Halftern und silbere Handschellen glitzerten am Gürtelbund. Unter ihren blauen Hemden zeichneten sich trainierte Oberkörper ab. Während die beiden seelenruhig weiter über den mysteriösen Tod meiner Eltern diskutierten, drängte ich mich immer mehr in meinen Stuhl hinein, auf dem ich saß.

Die Nachricht hatte mich eiskalt in der Universität erwischt gehabt. Ich war auf dem Weg in die nächste Vorlesung gewesen, als mein Handy zu vibrieren begonnen und einen Anruf signalisiert hatte.

„Elea Samara?“, hatte man mich gefragt, als ich nur ein eiliges „Hallo“ ins Mikrofon gebrummt hatte.

Und dann hatte man mir aus heiterem Himmel mitgeteilt, dass Oliver und Johanna Samara – meine Eltern – tot aufgefunden worden waren ...

Zunächst hatte ich nur stocksteif vor der Tür zum Hörsaal gestanden, hatte ungläubig das grüne Holz angestarrt und inständig gehofft, dass das nur ein übler – ein ganz übler – Scherz gewesen war.

Wie in Trance war ich dann in die S-Bahn gestiegen und hierher gefahren. In dem Moment, in dem ich das erhabene Gebäude der Polizeiwache betreten und das Wirrwarr aus Polizisten, Zivilisten und Verbrechern gesehen hatte, war mir schlagartig bewusst geworden, dass es sich unmöglich nur um einen schlechten Scherz handeln konnte.

Ich hatte nur meinen Namen zu nennen brauchen und schon waren die ersten mitleidigen und abwägenden Blicke auf mich eingeströmt.

So wie jetzt. Immer wieder huschten neugierige und mitfühlende Augenpaare zu mir. Ich kam mir klein und irgendwie schäbig vor, so wie ich in meine Decke gehüllt dakauerte und von allen Seiten gemustert wurde. Meine Eltern waren tot und keiner konnte mir sagen, wodurch sie gestorben sind. Es war für alle ein Mysterium, ein Rätsel, das es nun zu lösen galt.

Eine junge Polizistin, deren blondes Haar zu einem Pferdeschwanz gebunden war, kam auf mich zu und fragte mich, ob ich bereit wäre, meine Eltern zu identifizieren. Als ob man für so etwas jemals bereit sein würde!

Schlafende, vertraute Gesichter.

Rechts von mir hellbraunes kurzes Haar. Links von mir längeres kastanienbraunes.

Bekannte Konturen, die nun härter wirkten.

Leblose Züge.

Bleicher Teint.

Geschlossene Lider.
Für immer.

Abgehacktes gleißendes Licht. Grell und schmerzhaft. Ich fühle etwas Warmes meine Wange streifen, höre Worte, die keinen Sinn ergeben. Nur eines verstehe ich – meinen Namen.

Ein undefinierbarer Laut entrinnt meiner Kehle.

„Elea?“

Mein Name. Schon wieder.

„Papa?“, höre ich nun meine eigene Stimme und öffne schwerfällig die Augen. Das Licht ist gar nicht so grell, wie es mir zunächst vorgekommen ist. Ein letztes Lidflattern, dann sehe ich ihn. Ich sehe Kell, wie er vor mir kniet und Sorge im Gesicht trägt.

„Ist dir schwindlig?“, fragt er und hält mir eine Flasche Wasser hin.

Irritiert greife ich nach ihr. „Was ist passiert?“

„Das wüsste ich auch gerne“, murmelt er und fügt dann ein deutlicheres „du wurdest ohnmächtig“ an.

Noch etwas benommen lasse ich meinen Blick schweifen. Wir befinden uns noch immer irgendwo zwischen der Hütte von Uria und Kells Auto. Erst jetzt realisiere ich auch, dass ich an einen Baumstamm gelehnt dasitze.

Als ich den Verschluss der Flasche lösen möchte, zucke ich zusammen. Ich betrachte meine rechte Hand und entdecke einen Schnitt an meinem Zeigefinger. Dort klebt auch verkrustetes Blut.

„Deinen Kopf konnte ich abfangen, den Rest leider nicht“, meint Kell leise und ein entschuldigender Ton schwingt in seinen Worten mit.

Ein zaghaftes Lächeln huscht über meine Lippen, doch ich erwidere nichts, obwohl ein ehrlich gemeintes Dankeschön auf meiner Zunge liegt.

Tief in mir sehne ich mich immer mehr nach Antworten. Antworten, die Kell mir versprochen, bisher aber nicht gegeben hat.

Die vergangenen vierundzwanzig Stunden kommen mir wie ein Traum vor. Kells unerwartetes Auftauchen, die nächtliche Trümmerjagd, das plötzliche Wiedersehen mit der Hütte von Uria, das magische Lichtspiel, auch wenn es nur Sekundenbruchteile andauerte.

Verstohlen betrachte ich den jungen Mann, der sich fahrig mit einer Hand durchs dunkle Haar und anschließend übers Gesicht fährt.

Wer ist er? Was weiß er?

Ein Sonnenstrahl verfängt sich in seinem Haar und lässt es kastanienfarben leuchten. Das Licht bricht sich in den Gläsern seiner Brille und verwehrt mir für einen Moment den Blick in seine Augen.

„Du machst alles nur noch schlimmer.“

Noch ehe ich begreifen kann, was ich eben gesagt habe, kann ich zusehen, wie er sich von mir abwendet. Ich schlage eine Hand vor den Mund und verenge meine Augen. Es lag nicht in meiner Absicht, ihn zu verletzen. Aber warum hat er mich auch gerade hierher führen müssen? An einen Ort, der mich den Verlust meiner Eltern noch tiefer spüren lässt?

So viele Fragen wirbeln in meinem Verstand, doch ich habe auf keine einzige eine Antwort.

„Wir sollten gehen“, bestimmt er und eilt voraus, ohne einen weiteren Blick auf mich zu werfen.

Unschlüssig schaue ich auf die Flasche in meinen Händen, schraube den Verschluss wieder auf ihren Hals und richte mich langsam auf. Ohne Kells Van würde ich laufen müssen, ein Taxi verirrt sich mit Sicherheit nicht in diesen Wald. Außerdem ist er mir noch Antworten schuldig, weshalb ich ihn nicht einfach gehen lassen kann. Also bleibt mir nichts anderes übrig, als ihm noch auf unsicheren Beinen hinterherzulaufen.

„Es war nicht so gemeint“, murmele ich, als ich ihn an seinem Wagen eingeholt habe. Ich hebe meinen Blick und suche seine Augen, doch er nickt mir lediglich kurz zu. Mit einem Knoten im Magen steige ich ein und schnalle mich an.

Er lässt mit einer gezielten Bewegung den Motor an. Doch ehe er losfährt, dreht er sich zu mir und haucht ein „Es tut mir leid.“

Stirnrunzelnd betrachte ich ihn. „Was tut dir leid?“

Ein gequälter Ausdruck zeichnet sich auf seinem Gesicht ab. „Dass deine Eltern tot sind.“ Als er sieht, wie meine Augen groß werden und dann im Begriff sind, sich mit Tränen zu füllen, fügt er an: „Mein herzliches Beileid.“

Schnell wende ich mich von ihm ab und schaue aus dem Seitenfenster, eine Hand an meine Brust gepresst. Ich werde nicht weinen, nicht vor ihm. Vehement blinzele ich das salzige Nass davon und rufe mir in Erinnerung, was im Testament meiner Eltern stand.

Weine nicht zu viel um uns, uns wird es gut gehen ...

Während der Fahrt ziehen die Bäume, die Leitplanken und später die Häuser wie graue Schemen an mir vorüber. Erst als die Welt um mich herum plötzlich stillzustehen scheint, blinzele ich und realisiere, dass Kell den Motor abgestellt hat.

„Hier wohne ich vorübergehend“, beantwortet Kell meine unausgesprochene Frage, wo wir hier sind.

„Elea?“ Seine Stimme ist sanft und ich wende mich ihm zu. Mit einem undefinierbaren Ausdruck in den Augen sieht er mich an. „Bevor wir hineingehen, musst du mir etwas versprechen.“

Eine leise Vorahnung durchzuckt mich, als seine Finger kurz und unbeabsichtigt die

Meinen streifen, als er nach einer Tasche zu meinen Füßen greift, doch ich kann sie nicht recht fassen. Verschwommene Bilder tanzen vor meinen Augen, doch so schnell sie gekommen sind, verschwinden sie wieder.

„Und was?“, frage ich leise, um das Zittern in meiner Stimme zu unterdrücken.

Er sucht meinen Blick und hält ihn eisern fest. „Jedes einzelne Wort, das dort drin gesagt wird, bleibt auch dort drin. Wir werden nicht mal hier in diesem Auto oder sonst wo über das Gesprochene in diesem Haus reden. Versprich es mir.“

Das warme Braun seiner Augen blitzt kurz auf und ich erwische mich dabei, wie ich bereits nicke. „Versprochen“, schiebe ich gesprochenes Wortes nach, obwohl mich Unwohlsein überkommt. Als ob er nur auf dieses eine Wort gewartet hätte, unterbricht er jäh den Blickkontakt und steigt aus dem Van. Nach kurzem Zögern öffne ich die Tür zu meiner Rechten und lasse mich ebenfalls aus dem Sitz gleiten. Mit langsamen Schritten folge ich Kell über einen breiten gepflasterten Weg, der direkt zu einem kleinen Bungalow führt, dessen vordere Front größtenteils unter dem Blätterwerk uralter Weiden verborgen ist.

„Hier wohnst du?“ Meine Stimme ist voller Unglauben, da ich weiß, dass er eben erst aus Norwegen angereist ist.

„Vorübergehend, ja.“

Er muss meinen verwirrten Blick gesehen haben, denn ein kurzes Lächeln streift seinen Mund. „Das Anwesen gehört meinem Onkel, den du auch bald kennenlernen wirst. Er lässt mich netterweise bei sich wohnen, solange ich hier bin.“ Dass eine bedeutungsvolle Schwere in seinen Worten mitklang, ist mir nicht entgangen, doch ich tue sie mit einem Wimpernschlag ab.

Meine Augen schweifen über das niedrige Gebäude, das hinter dem dichten Blätterdach von riesigen Fensterfronten geprägt ist, die man von der Straße aus noch nicht als solche erkennen konnte.

Vor neugierigen Blicken verborgen, geht es mir durch den Kopf.

Ich weiß nicht, was mich dazu bewegt, ihm vertrauensselig zu folgen, doch so sehr mich sein plötzliches Auftauchen auch beunruhigt und so viele neue Fragen er auch aufwerfen mag, ohne ihn werde ich nie an Antworten kommen.

Er winkt mich an einer weißen aufgehaltene Haustür vorbei in einen kleinen, aber sehr hell gehaltenen Flur. Weiße, blank polierte Fliesen strahlen mir von unten, weiße Wände von den Seiten entgegen. An einer spartanisch gehaltenen Garderobe hängt ein einziger Mantel. Außer einem Spiegel daneben, der vom Boden bis zur Decke reicht, ist hier kaum etwas zu finden. Es wirkt fast so, als ob hier niemand wohnen würde.

„Ein Trugschluss für unliebsame Gäste“, höre ich Kell knapp neben meinem Ohr sagen.

Feine Gänsehaut überzieht meinen Nacken und ich trete einen Schritt nach vorne. Es ist fast so, als ob er meine Gedanken erraten könne. Vielleicht werfe ich ihm einen zu skeptischen Blick zu, denn er zuckt mit den Schultern und hebt abwährend die Hände. „Auf jeden macht dieser Flur einen seltsamen Eindruck. Du bist nicht die Erste und

wirst sicher nicht die Letzte sein, die ihn argwöhnisch betrachtet. Ich werde mich auch nie an die sterile Kargheit gewöhnen können, vor allem, wenn man den Rest des Hauses kennt. Aber wie soll Henrik sonst glaubwürdig vorgeben können, kaum hier zu sein?“

„Und die vielen Fenster?“, platzt es aus mir heraus, ohne auf die Frage, die gegen meine Stirn hämmert, einzugehen, warum dieser Henrik vorgeben solle, kaum hier zu sein.

„Das wirst du gleich noch sehen.“

Kell tritt an mir vorbei und öffnet die einzige Tür in dem Raum. Sofort dringt Sonnenlicht in den Flur und lässt mich auch ohne seine einladende Geste darauf zusteuern.

„Die Schuhe?“, frage ich, ehe ich einen Fuß in den nächsten Raum setze.

Doch Kell winkt ab. Er selbst geht allerdings noch einmal zurück in den Flur und hängt seinen leicht zerschlissenen Mantel dort auf. Währenddessen bin ich schon vollauf damit beschäftigt, die vielen Eindrücke, die gleichzeitig auf mich einströmen, feinsäuberlich zu trennen und zu sortieren.

Direkt vor mir steht eine prunkvolle, aus altem Leder bezogene Sitzgruppe, die zu zwei Seiten von riesigen Regalwänden gesäumt ist, die vor lauter Büchern fast zu platzen scheinen. Und dennoch scheint jedes Buch genau dorthin zu gehören, wo es steht. Die Rücken stehen Glied an Glied akkurat nebeneinander, von alt über neu, von einem vergilbten Weiß bis hin zu tiefstem Schwarz. Schräg hinter der ledernen Sitzgruppe steht ein alter Sekretär, darauf liegen ein paar weitere Bücher sowie ein paar Handvoll Zettel und Stifte. Daran schließt sich ein überdimensional großer steinerner Blumentopf an, aus dem sich heraus eine riesige Pflanze mit großen grünen Blättern über die halbe Zimmerdecke hinweg rankt.

Langsam frage ich mich, woher das Sonnenlicht kommen konnte, doch dann begreife ich, das es zum Dach hereinfällt, durch all die Lücken hindurch, die die vielen Blätter freilassen. Zum Teil dringt es aber auch hinter dem Sekretär und allem, was links von ihm ist, in das Haus hinein. Der Rest des Raumes weist lediglich einen Flachbildfernseher auf einem kleinen Tisch mit weißer Oberfläche und silbernen Füßen sowie zwei weiße würfelförmige Sitzkissen davor auf. Während die eine Ecke alt und geheimnisumwoben wirkt, strahlt die andere moderne, nicht dazu passende Eleganz aus. Ich schüttele leicht den Kopf und kneife die Augen ein bisschen zusammen. Der Raum ist so konträr.

„Deine Eltern haben sie dir nie erzählt.“

Kells Worte sind mehr eine Feststellung denn eine Frage.

Erst als ich hinter mich blicke, stelle ich fest, dass er die Tür zum Flur geschlossen und sich an sie gelehnt hat.

„Was erzählt?“

Ein bekümmertes Lächeln umspielt seine Mundwinkel. „Die Geschichte, die jeder deiner Blutlinie von Kleinauf zu hören bekommen sollte.“

Obwohl ich es zu verhindern versuche, ziehe ich meine Brauen zweifelnd nach oben und ziehe meine Unterlippe zwischen die Zähne.

„Die Geschichte, die auch ich jeden Abend vor dem Einschlafen zu hören bekam.“
Sein Blick schweift kurz in die Ferne, findet aber alsbald wieder mich. Seine Augen bohren sich tief in meine und ich merke, dass ich allmählich nervös werde, auch zum Teil vor neugieriger Aufregung.

„Die Geschichte, die den Titel *Im Schein des An Zhulid* trägt.“

Ich schüttele fast unmerklich den Kopf. „Nie ... gehört“, ist alles, was ich meiner trockenen Kehle entlocken kann.

Als Antwort bekomme ich nur ein resigniertes Nicken.